

- 7 A. Löw, Juden im Getto Litzmannstadt. Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten, Göttingen 2006.
- 8 M. Unger, Lodz. Aharon ha-getaot be-Polin, Jerusalem 2005 (englische Ausgabe in Vorbereitung).

**Krzysztof Ruchniewicz / Stefan Troebst (Hrsg.), Diktaturbewältigung und nationale Selbstvergewisserung. Geschichtskulturen in Polen und Spanien im Vergleich, Wrocław 2004, 276 Seiten.**

Rezensiert von  
Ulrike Heine, Leipzig

Das Jahr 2000 bedeutete in vielerlei Hinsicht eine „Zeitenwende“ in der europäischen Debatte um den Umgang mit dem historischen Erbe des „kurzen“ 20. Jahrhunderts: Die Jedwabne-Kontroverse in Polen, ausgelöst durch das im selben Jahr von Jan. T. Gross veröffentlichte Buch „Nachbarn“, warf die Frage nach einer möglichen Mitschuld der polnischen Bevölkerung am Holocaust auf. Der amerikanische Soziologe polnischer Abstammung legte die bisherige Deutung des Blutbades in Jedwabne, bei dem am 10. Juli 1941 die jüdische Bevölkerung des Ortes von Mitgliedern der SS in eine Scheune gesperrt und diese in der Nachfolge angezündet wurde, als „Geschichtsfälschung“ aus und beschuldigte die lokale polnische Bevölkerung der Tat. Etwa zeitgleich wurde in Spanien die ‚Gesellschaft zur Wiederherstellung des historischen Gedächtnisses‘

gegründet, die öffentlich die Exhumierung und Identifizierung von Zehntausenden zu Francos Zeiten Ermordeter und in Massengräbern Verscharrter forderte. In beiden Fällen wurde ein gesellschaftlicher „Schweigekonsens“ (Troebst) über unliebsame Ereignisse der jüngeren nationalen Zeitgeschichte gebrochen.

Ebenfalls in das Jahr 2000 fällt die Konzeption des polnisch-spanisch-deutschen Forschungsprojektes „Diktaturbewältigung und nationale Selbstvergewisserung an der Semi-Peripherie Europas: Geschichtskulturen in Polen und Spanien im Vergleich“ am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (GWZO). In Kooperation mit der Abteilung für Zeitgeschichte der Universität Santiago de Compostela, dem Willy Brandt Zentrum für Deutschland- und Europastudien an der Universität Wrocław, dem historischen Institut der Universität Warszawa sowie der Abteilung für Zeitgeschichte an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität des Baskenlandes konnten die Projektinitiatoren 25 Historiker, Soziologen, Politologen und Filmwissenschaftler aus Polen, Spanien, Deutschland und Dänemark für eine Mitarbeit an dem von der Volkswagenstiftung finanziertem Forschungsvorhaben gewinnen.

Der von Stefan Troebst und seinem polnischen Kollegen Krzysztof Ruchniewicz 2004 herausgegebene Sammelband komprimiert die für den Abdruck überarbeiteten Referate des abschließenden Workshops der Projektteilnehmer, der 2003 im Wrocław und Kryżowa (Kreisau) stattfand. In einem einführenden Beitrag beschreiben die beiden Herausgeber noch einmal die Zielstellung des Projektes:

Gesucht wird eine Antwort auf die Frage, „wie sich Gesellschaften postautoritärer Systeme über eine gemeinsame Geschichte verständigen“ (S. 7). Nun wäre es falsch, im Falle Polens und Spaniens von einer gemeinsamen Geschichte zu sprechen. Mit Gemeinsamkeit ist hier vielmehr eine Ähnlichkeit bzw. Überstimmung gewisser Paradigmen in den Nationalhistorien beider Länder gemeint. Troebst und Ruchniewicz nennen hier den Verlust einer zumindest zeitweilig innegehabten Großmachtrolle, die Abkopplung vom gesellschaftlichen und politischem Modernisierungsprozess im Zentraleuropa des 19. Jahrhunderts und die konstitutive Bedeutung des Katholizismus bei der Ausformung des nationalen Selbstverständnisses. Beide Länder haben zudem durch die Erfahrung der Diktatur eine „schwere Krise der parlamentarischen Demokratie“ im 20. Jahrhundert erlebt. Aufbauend auf diesen Überlegungen versammelt der Band neben den beiden einleitenden Artikeln der Herausgeber und von Jan Kieniowicz insgesamt 24 Aufsätze, die in vier große inhaltliche Abschnitte gegliedert sind: Diktatur und Gedächtnis, Diktatur als Gegenstand historischer „Meistererzählungen“, Diktaturerinnerung und Öffentlichkeit sowie Nation und Region nach der Diktatur. Die inhaltliche Unterteilung der Beiträge in Blöcke wurde der inhaltlichen Sektionsstruktur des Workshops in Polen entlehnt. Der als Exkurs markierte Aufsatz von Włodzimierz Borodziej über die Geschichte des Kreisauer Kreises als Widerstandsbewegung gegen den Nationalsozialismus ist in diesem Zusammenhang als Referenz an den Veranstaltungsort der Tagung zu verstehen. Im ersten Block verweist die Initiatorin des Projekts, die Bochumer Historike-

rin Claudia Kraft, in ihrem Beitrag noch einmal auf den breiteren Forschungskontext, in den das Projekt eingefügt wurde: als Teilvorhaben des Förderbereiches der Volkswagenstiftung „Einheit in der Vielfalt? Grundlagen und Voraussetzungen eines erweiterten Europas“ soll nach historischen Grundlagen für eine neu zu definierende Einheit und Identität Europas gesucht werden. Kraft definiert diese noch fiktive Identität als „Gegenstand permanenter Aushandlungsprozesse“ (S. 38). Begriffskonzepte wie historische Meistererzählung, Gründungsmythos oder historisches Gedächtnis spielen in diesem multiperspektivischen und -nationalen, vielschichtigen und oftmals kontroversen Diskurs um den Gewinn der Europäizität aus den segmentären nationalhistorischen Vergangenheiten eine zentrale Rolle. Entwickelt in den Anfängen der Erinnerungsforschung im Frankreich der 1980er Jahren setzen die Begriffe dem Akkumulieren und Parallelisieren historischer Fakten eine interdisziplinäre, sozialwissenschaftlich-komplexe Betrachtung von Geschichte als transnationales, vernetztes Ganzes gegenüber.

Das Aufkommen historischer „Meistererzählungen“ und nationaler Gründungsmythen fiel mit der Geburt der nationalen Bewegungen im 19. Jahrhundert zusammen. Sowohl in Spanien als auch in Polen waren diese Geschichtskonzeptionen dichotomisch geprägt und dienten der Selbstvergewisserung der erschütterten nationalen Gemeinschaften. Das Konstrukt der „sie“ und „wir“, eine Abgrenzung der herrschenden Sozialgruppen von der Bevölkerung, stellt einander zwei Interessenslager gegenüber, in deren wechselseitigem Abstoßen das Selbst als Gegenüber des

Anderen definiert wurde. Das langsame Aufweichen dieser verinnerlichten Dichotomie in der spanischen *transición* und ihr erdrutschartiges Wegbrechen mit dem Systemwandel 1989 in Polen initiierten einen Prozess ausgehend von einer neuen Wahrnehmung der Realität hin zu einer modifizierten Geschichtsdeutung und damit zu einem veränderten Kollektivbewusstsein.

Die retrospektive Evaluation dieses Prozesses, der von Brüchen und Umdeutungen geprägt ist, soll Besonderheiten und Gemeinsamkeiten der beiden Fallbeispiele nebeneinander bzw. gegenüberstellen. Troebst und Kraft liefern im ersten Abschnitt mit ihren Beiträgen einige Vorbetrachtungen zu diesem „Diktaturerinnungsvergleich“.

Mateusz Werner hingegen wendet in seinem Beitrag den Komparativ konkret an und untersucht anhand einer dichten Beschreibung der Werdegänge der Regisseure Andrzej Wajda und Carlos Saura die Neu- und Umorientierung von Kulturschaffenden während und nach dem Wegbruch der Diktatur. Als Filmwissenschaftler analysiert Werner die Filme der beiden auf systemkritische Elemente und stellt die Schwierigkeiten der beiden bei ihrer Suche nach einer neuen Position und künstlerischen Sprache dar, mit deren Hilfe sie angemessen auf die modifizierten gesellschaftliche Gegebenheiten reagieren können. Werdegang und Schaffen Sauras bleiben durch eine unzureichende, oberflächliche Behandlung in diesem Vergleich allerdings nur eine Randnotiz.

Beindruckend sind die Beiträge Emilio Silva Barreras und Zbigniew Gluzas: Barrera gründete im Jahre 2000 die eingangsschon erwähnte ‚Gesellschaft für die Wie-

derherstellung des historischen Gedächtnisses‘, die sich um eine Exhumierung und Identifizierung von Zehntausenden zu Francos Zeiten Ermordeter und in Massengräber Verscharfter bemüht. Gluzas ist Mitarbeiter des Zentrums KARTA in Warschau, das, ähnlich wie MEMORIAL in Russland noch vor dem politischen Umbruch (1987) als zivilgesellschaftliche, nichtstaatliche Organisation gegründet wurde, um die „Leichen im Keller des kollektiven polnischen Gedächtnisses“ (Ziółkowski) ans Tageslicht zu befördern. Mit der Initiierung des Ostarchivs als in vielen polnischen Städten tätige Bürgerinitiative wurde mit der systematischen Dokumentation der Schicksale derjenigen begonnen, die zu volkspolnischen Zeiten Repressionen ausgesetzt waren. Heute als ‚Verzeichnis der Unterdrückten‘ digitalisiert und im Internet abrufbar, komprimiert die Datenbank mehr als 180.000 vollständige Opfer-Biogramme. Beide Aktivisten betonen in ihren dichten Tätigkeitsberichten die Notwendigkeit ihrer Arbeit und den aufklärerischen und didaktischen Auftrag ihrer Organisationen. Neben den größtenteils theoretisch reflektierenden Beiträgen des Bandes, wird hier „Erinnerungsarbeit“ als wesentliche Triebkraft der aktiven Vergangenheitsbewältigung vorgestellt.

Nachdenklich stimmt hingegen die Meinung des Warschauer Historikers Marcin Kula, der der gegenwärtigen polnischen Bevölkerung ein nachlassendes Interesse an geschichtlichen Fragen attestiert und diese Tatasche als „begrüßenswert“ kommentiert. In diesem Sinne argumentiert er weiter, dass „das abnehmende historische Interesse zeigt, dass der Transformationsprozess als abgeschlossen gelten kann und

die Menschen sich praktischen Fragen zugewandt haben“ (S. 49). Claudia Kraft, die die aktive Beschäftigung mit der Vergangenheit als „Gradmesser für die Qualität der aktuell bestehenden demokratischen Ordnung“ (S. 39) versteht, würde ihrem Kollegen Kula wohl aufs Heftigste widersprechen.

Im zweiten Abschnitt wird das Einpassen der Diktatur in die jeweiligen national-historischen Narrative untersucht. David Rey untersucht die spanische Fernsehserie „Cuéntame como pasó“, die als „nationale Fiktion“ und einer „Kombination aus den bekannten, banalen und sicheren Konventionen unseres Alltags und der fiktionalen Thematisierung der späten Franco-Zeit“ (S. 102) ungeahnte Einschaltquoten erzielte. Das Novum an dieser „historischen Soap-Opera“ ist die erstmalige Darstellung der *transición* als allmählicher gesellschaftlicher Transformationsprozess, als „kleine“ schweigende Revolution, getragen vom neuen gesellschaftlichen Selbstbewusstsein des spanischen Volkes. Diese neuartige sozialhistorische Interpretation, die das Volk als letztendlichen Sieger des Systemwechsels präsentiert, sorgte, so Rey, für eine grundlegende Erneuerung des Franquismus-Diskurses in den Medien (S. 111).

Heike Mätzing und Krzysztof Ruchniewicz fokussieren in ihren Beiträgen auf den Paradigmenwechsel in der spanischen und polnischen Geschichtsdidaktik während und nach den Systemumbrüchen anhand von Schulbüchern. Interessant ist dabei, dass die Artikel grundsätzlich unterschiedliche wissenschaftlichen Arbeitsmethoden verfolgen: Während Mätzing eine quantitative und qualitative Auswertung von neun konkreten Schulbuchausgaben vornimmt und mithilfe von empirischen Da-

ten und Statistiken den Prozess ihrer Erkenntnisgewinnung untermauert, versucht Ruchniewicz eine generelle Beobachtung und Einschätzung der Entwicklungen des polnischen Geschichtsbuches und der in ihm verwendeten historischen Konstruktionen in Überblicksform. Beide Autoren kommen überein, dass Geschichtsbücher vorzügliche Quellen für „historische Meistererzählungen“ darstellen, da sie, so Mätzing, von Ministerien zugelassen werden und daher das offiziell gewünschte Geschichtsbild eines Staates widerspiegeln (S. 113). Für die volkspolnische Zeit kommentiert Ruchniewicz die Schulbücher als ideologisch getränkt, wobei der „höchste Grad an Ideologisierung und Verlogenheit für die stalinistische Zeit zu verzeichnen ist“ (S. 124).

Den Versuch einer direkten multiperspektivischen Analyse unternimmt Jan Stanisław Ciechanowksi in seinem Aufsatz „Die Geschichtspolitik zum Thema Spanischer Bürgerkrieg (1936–1939) aus polnischer Perspektive“. Die unkonkret formulierte Fragestellung sowie eine einseitige Parteinahme verurteilen Ciechanowksis Vorhaben zum Scheitern. Präsentiert wird dem Leser ein diffuses Narrativ, dessen Emotionalität sich auf dem inflationären und polemischen Gebrauch ideologischer Kampftermini wie z. B. „marxistisch“ und „links“ stützt.

Der dritte Block thematisiert den Umgang mit Konzentrationslagern in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg (Wóycicka) und in Spanien nach dem Tod Francos (Rodrigo), die Veränderungen im Verständnis von Kultur- und Geschichtsregionen nach den Systemumbrüchen, sowie die Rolle von staatlich organisierten Urlaubsreisen (Sowiński) und baskischen Kulturvereinen

(Lamikiz Jauregiendo) bei der Prägung des Kollektivbewusstseins thematisiert. Carsten Humlebæk stellt in seinem Beitrag die verschiedenen Positionen und Prämissen im „Kampf um die Deutungshoheit des öffentlichen Gedächtnisses“ in Spanien anhand der politischen Kontroverse um den nationalen Feiertag in der Post-Franco-Ära heraus.

Javier Rodrigo verweist noch einmal auf die spezifische Interpretation des Spanischen Bürgerkrieges als „Kampf gegen das Böse“ (S. 176), deren Ursprung in der franquistischen Geschichtsdeutung zu suchen ist. Der graduelle Charakter der *transición* hätte, so Rodrigo, beinahe zu einem kollektiven Vergessen des Bürgerkrieges und des in seinem Verlauf und in der Nachfolge geschehenen Unrechts geführt. Private Bürgerinitiativen, wie die ‚Gesellschaft für die Wiederherstellung des historischen Gedächtnisses‘ versuchen einer drohenden „Kollektivamnese“ entgegen zu treten.

Ausgehend von der Annahme eines evolutionären Gedenkens an die Shoah nach dem Zweiten Weltkrieg, analysiert Zofia Wóycicka die Prämissenverschiebungen innerhalb dieses spezifischen Erinnerungsdiskurses anhand der wechselvollen Geschichte der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau in den Jahren 1945–1955. Find das Gedenken an den Holocaust unmittelbar nach dem Krieg zunächst in pluralistischer und differenzierter Form vorrangig im privaten Raum statt, so nahm in den Folgejahrzehnten die Ideologisierung und Instrumentalisierung der Erinnerung in Volkspolen durch staatliche Interventionen und einen expliziten Transfer des Diskurses in die Öffentlichkeit zu.

In der letzten Sektion widmen sich die Autoren dem Verhältnis von Nation und Re-

gion in Spanien und Polen nach dem Ende der Diktaturen. Xosé-M. Núñez Seixas eröffnet den Reigen mit einer komplexen Darstellung der aktuellen Debatte zwischen Politikern und Sozialwissenschaftlern über die Existenz eines spanischen Nationalismus. Periphere nationale Bewegungen in Katalonien und im Baskenland haben sich, so Núñez Seixas, während der Franco-Diktatur als deren zentralisierendem Machtanspruch entgegenstehende Kraft herausgebildet. Das Projekt, den aggressiven Separationsbestrebungen ab 1978 ein friedliches zentralistisch-politisches Konzept in Form des „Verfassungspatriotismus“ (S. 232) gegenüberzustellen, ist laut Aussagen des spanischen Historikers gescheitert. Der gegenwärtige, in den führenden Parteien populäre Rückbezug auf die Glanzlichter der *hispanidad* aus der frühen Moderne stellt als Anknüpfung an die traditionalistische spanische Nationalhistoriographie des ausgehenden 19. Jahrhunderts ein schweres Gegenwicht zu den peripheren Nationalbewegungen dar, führt aber gleichzeitig zu einer Spaltung der Madrider Patrioten in ein rechtes und linkes Lager. Das linke Lager, das sich als antifranquistisch und demokratisch versteht, wirft den (damals) regierenden Konservativen das *olvido* (Beschweigen) der Franco-Diktatur vor. Eine „Verbrüderung“ beider Lager sieht Núñez Seixas nur dann als unausweichlich, wenn der (Terror-) Druck der peripheren „Nationalisten“ auf bedrohliche Maße angeschwollen ist.

Das regionale Bewusstsein in Polen zeichnet sich, so Teresa Kulak, als dynamische Kategorie aus. Geschichtsregionen innerhalb Polens existieren in friedlichem und kooperativem Nebeneinander. Die Nivellierung nationalstaatlicher Identitäten

in der globalisierten Zukunft betrifft, so Kulak, keineswegs die lokalen Identifikationsmuster: Die in ihnen sozialisierten kulturellen, sprachlichen und politischen Eigenheiten werden als Signum der Demokratie behandelt und in Zukunft in den Horizont einer überregionalen und globalisierten Welt eingefügt. Ludger Mees rekapituliert die Nation-Region-Debatte aus baskischer Perspektive, wohingegen Antonio Sáez-Arance die Problematik des nationalkonservativen Geschichtsrevisionismus behandelt, der als Ausdruck zentralistischer Bemühungen der spanischen Regierung unter der Führung José María Aznars zu verstehen sein könnte.

Anknüpfend an die Ausführungen Núñez Seixas geht Sáez Arance näher auf die geschichtspolitischen Konzepte und Elemente des Nationalismus-Diskurses ein. Auch er sieht die Konzentration der Regierungsparteien auf einstige nationale Größen (wie z. B. Isabella von Kastilien) als „politisch willkommene Alternative zur Dominanz regionalhistorischer Konzepte“ (S. 269). Die Bestrebung, ein zentralpolitisch gesteuertes Geschichtskonzept durchzusetzen, sieht er allerdings als kontraproduktiv, da sie zur Verhärtung der Fronten zwischen der spanischen Zentralregierung und den autonomen Gemeinschaften führt. So plädiert der Spanienhistoriker an der Universität zu Köln für „Geschichte als Aufklärung“ und nicht als Disziplin (S. 272).

Die geschichtspolitischen Debatten des Jahres 2000 zeigen, dass die Suche nach einer gemeinsamen europäischen Identität noch immer mit dem Ringen um nationalhistorische Konsense konkurriert. In diesem Zusammenhang ist das polnisch-spanisch-deutsche Projekt zweifelsohne

ein gewichtiger Beitrag zur Etablierung des Komparativs in der transnationalen Geschichtsforschung. Mit dem vorliegenden Sammelband ist eine facettenreiche Materialsammlung gelungen, deren Stärke vor allen Dingen im Aufzeigen der Vielfalt an Untersuchungsgegenständen liegt. Nur so kann der Komplexität des Themas „Diktaturbewältigung“ als identitätskonstituierend Rechnung getragen werden. Der gemeinsame Ausgangspunkt der einzelnen Forschungsarbeiten war keine fiktive Fragestellung, sondern eine, die sich aus einem aktuellen und kontroversen gesellschaftlichen Diskurs herauskristallisiert hatte. Während auf politischer Ebene eine Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer solchen gesamteuropäischen Identitätssuche noch diskutiert wird, wagen die fünf Kooperationsinstitute sich vor auf dem unbekanntem Terrain einer europäischen Geschichtsbeachtung, isolieren wesentliche Elemente nationaler Historiographie, analysieren längerfristige Entwicklungen aus der Retrospektive und untersuchen Paradigmen auf ihren Wirkungsgrad.

Die konzeptuelle Zusammenstellung und Überarbeitung des Buches hätte jedoch besser durchdacht werden müssen. Was als Sektionsstruktur für einen Projektworkshop funktioniert, muss nicht zwangsläufig zur eindeutigen Gliederung einer Monographie beitragen, die einen weiterführenden Anspruch hat, als den der Dokumentation eines Arbeitstreffens. Nicht bei allen Beiträgen gelingt eine direkte Rückkopplung an das Thema des jeweilig übergeordneten Abschnittes. So geht es in Kaja Kazmierskas Aufsatz „Soziales und biographisches Gedächtnis: Das Bild des Zweiten Weltkriegs in den Erzählungen polnischer Zeitzeugen“ nicht um die Er-

innerung an die historische Aus- und Umdeutung der kommunistischen Diktatur in Volkspolen, sondern um die Konstruktion des Zweiten Weltkrieges als historisches Narrativ in volkspolnischer Zeit. Diktatur ist hier also nicht Gegenstand, sondern Folie. Die stichwortartigen, inhaltlich nicht immer eindeutigen Sektionstitel geben dem Sammelband den Charakter eines Manuskripts. Dieser Eindruck verfestigt sich bei der weiteren Lektüre des Buches. So scheint nicht nur die redaktionelle Qualität der Beiträge sehr unterschiedlich ausgefallen zu sein, auch die konzeptuelle Verknüpfung der Beiträge ist gerade in den letzten beiden Sektionen schwer erkennbar. Der Leser begegnet wiederholt Begriffsdefinitionen (so z. B. Definition „soziales Gedächtnis“) – unterschiedliche, ähnliche oder deckungsgleiche, deren wahllose Einfügung in den Verlauf des Sammelbandes zu Verwirrung führen. Sinnvoller wäre es gewesen, diese als Vorbetrachtungen den Aufsätzen in einem einführenden Kapitel voranzustellen.

Der Hagerer Historiker Alexander von Plato verwies im Rahmen der Tagung Geschichte und Gedächtnis, die vom Goethe-Institut im Oktober 2005 in St. Petersburg durchgeführt wurde und Geistes- und Gesellschaftswissenschaftler aus Russland, Deutschland, Frankreich und Polen zusammenbrachte, auf das noch unzureichende methodische Instrumentarium der komparativen Erinnerungsforschung. Will man Erinnerungskulturen, gleich welcher Art, in Bezug zueinander setzen, so bedarf es einer klaren Methodik und Systematik. Genau an diesem methodischen roten Faden, einer nicht nur inhaltlichen, sondern auch formalen Stringenz, mangelt es der Publikation. Bezieht man die

Schwierigkeiten, die mit der Realisierung eines multinationalen Forschungsvorhabens verbunden sind mit ein, muss man den Initiatoren dennoch großen Respekt zollen: Entstanden ist ein „Materialienband“ im Sinne der Herausgeber (S. 11), wohl mit Schönheitsmakeln und Kinderkrankheiten. Den Autoren ist es auf jeden Fall gelungen, das Potential der „entangled history“ als zukunftsweisend aufzuzeigen. Man darf auf weitere Kooperationsprojekte dieser Art gespannt sein.

**Simone Lässig / Karl Heinrich Pohl (Hrsg.), Projekte im Fach Geschichte. Historisches Forschen und Entdecken in Schule und Hochschule, Schwalbach: Wochenschau Verlag 2007, 196 Seiten.**

Rezensiert von  
Stephan Schmal, Leipzig

Das „Projekt“ ist ein Dauerbrenner nicht nur in der didaktischen Diskussion, sondern auch in der Realität des Berufslebens, von wo es auf die Gestaltung von Lehrplänen und Schulcurricula regelmäßig zurückwirkt. Unter einem Projekt versteht man hier wie dort eine zeitlich begrenzte Arbeit mit klarer Zielsetzung, die fast immer von einem Team ausgeführt wird, das eine gewisse Selbstständigkeit erhält. Das Ziel eines Projekts ist in der Regel ein fertiges Produkt oder die Lösung eines Problems. Der moderne Arbeitnehmer denkt fast nur noch in Projekten und grenzt sich damit gegen behördliche Routine, Dienst